

# Über die Art unserer Mundart

Autor(en): **Vogel, Traugott**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schwyzerlüt : Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte**

Band (Jahr): **28 (1966)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-191358>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dehinder – näi, zum eläi sy und chöne schaffe, absyts, i der Stili, zum s dän wytergëe a d Wält und a d Mäntsche.

D Frau Ida Vogel, di tröi und wachber Hüeteri vo Wërch und Huus, laufft nüme dur Chameren und Gaarte, si isch im zwäiesächzgi häiggange. Iez hät di äinzig Tochter Magdalen, won is Vatters Fueßstapfe gaat, au di säbe Pflichte na übernaa.

Dur d Jaar duur han i dëe und dise Fründ vom Dichter käne ggleert: de Albin Zollinger, de Paul Adolf Brenner, de Graafiker Emil Burki, de Chunschthistoriker Dr. Marcel Fischer und di beede Leererfründ Fritz Brunner und Emil Frank, won au chreftig für s Schwyzertüütsch ystönd.

Wän de Traugott Vogel wider öppedie sys Jugedland underem Üetli im Höiriet wott go bsueche, isch nüme vil ume devoo. –

«S isch als überboue», säit er, «aber äin Trooscht han i deby, s staat es Schuelhuus uf säbem Bode, won i als Bueb a den eerschte Gschichten umetraumt han.»

Werner Morf

*Mir loh der Traugott Vogel sälber loh rede*

## ***Über die Art unserer Mundart***

Meine Muttersprache ist die Mundart, habe ich sie doch in Wahrheit von der Mutter übernommen mitsamt etlichen Eigenarten und Färbungen, in denen sich ihr und mein Kinderland und das Gelände der Vorfahren als hörbare Erbschaften zu bewahren suchen. Zuweilen, wenn ich mich mit Kindern unterhalte, gibt es sich, daß ich mich aus mir herausgetreten finde und mir selbst zuhöre; es ist dann, als spreche meine Mutter an meiner Statt, und ich höre sie nicht nur, ich spüre, rieche und sehe sie: ihr Wesen ist in die Sprache eingegangen und tritt mir aus der Sprache entgegen. Es läßt sich auch so auffassen: Die Muttersprache ist die Mutter selbst geworden.

Solche Zustände der Entrückung dauern freilich meist nur ein paar Sätze lang; aber je älter ich werde, um so häufiger stellen sie sich ein. Ja, ich kann sie mit bestimmten Ausdrücken und Redewendungen, die ihr einst eigen waren, herbeilocken. Dazu kommt, daß andere Sinne meinem Ohr beistehen und den Anruf erleichtern helfen. Es bedarf dann für mich außer ihrer Lieblingsworte nur der

kurzen Reizung durch einen Geruch (etwa ihrer Lieblingsblume, der Reseda): schon sehe und höre ich sie redend und fühle mich ihr über Raum und Zeit hinweg ganz nahe. (Daher mag's wohl rühren, daß gute Mundart mich mit resedenartigem Duft anhaucht.) Heute nun wird zu Stadt und Land oft geklagt, die Mundart welke dahin und vermöge sich des Ansturms der Hochsprache kaum mehr ernsthaft zu erwehren, da eben die Mütter das Gut der übernommenen Muttersprache vernachlässigten oder selbst kein gesundes mundartliches Muttergut mehr mitbekämen. Eine Ausnahme bilde und bevorzugt sei, wer in einheitlichem elterlichem Sprachgrunde wurzeln könne; den andern und meisten aber werde zum vorneherein verwehrt, aus dem Humus einer vielschichtigen Heimatsprache geistige Kraft zu saugen, männiglich müsse sich mit einem mundartlichen Flickenkleide behängen und täte drum besser, sich von Grund auf hochdeutsch einzukleiden und sich des mundartlichen Wechselbalges zu entschlagen.

Nein, zu solchem schroffen Entweder-Oder ist in unsern Landen keiner genötigt; es kommt ja auch nur ausnahmsweise vor, daß sich sprachlicher Mutterteil und Vaterteil völlig decken; in jedem Falle ist das Kind und seine Mundart eine mehr oder weniger neue und gewagte Einheit. So bilde ich mir nicht ein, meine Mutter – falls sie mich heute reden hörte – erkennte in meiner Mundart ihre eigene oder auch nur die meine, wie ich sie damals von ihr angenommen habe! Die gesprochene Sprache lebt, wächst und zerfällt eben mit uns, und was lebt, wandelt sich. Freier als die in Kanäle und Rinnen der Lehr- und Lesebücher gefaßte und abgeleitete Schriftsprache bewegt und wandelt sich die Mundart; sie ist so frei dem Flüssigen und Luftigen zugetan, daß sie wohl mit Wurzelwerk, Stamm und Ästen in ihrer Grundgestalt verharret, jedoch geneigt ist, im Wortlaube und im Gezweige der Wendungen und des Satzbaus sich dem Zeitenwinde geschmeidig, ja flatterhaft anzupassen und modisch gefügiger als die Schriftsprache das Laub zu wechseln. Nicht allein den aus der Hochsprache vordringenden Allerweltswörtern leiht die Mundart willig Ohr und Zunge, sie ist auch empfänglich für die Flugsamen von den Brachfeldern des Sports, aus den Werkhöfen der Technik und was sonst der Wind über Jura und Alpen oder die Flugmaschinen an internationalem Saatgut über die Meere zutragen. Diese Heublumen keimen unbekümmert zwischen Kraut und Gras unserer Heimatsprache; die einen schlagen Wurzel und bleiben, andere welken rascher dahin; was aber in der Mundart Fuß gefaßt hat, ist bald kaum mehr vom Altbürger zu unterscheiden und hält es im Gehaben mit den Gewächsen unserer Bauergärten: Wer ist beispielsweise heute imstande, der Schabablume (Schwarzkümmel, Jungfer im Grünen) auf den Kopf zuzu-

sagen, sie sei eine sarazenische Nigelle; oder wer vermöchte dem leichten Wörtlein «tschau» vorzuhalten, es sei dem Köcher «schiavo» (Sklave) entschlüpft?

Ich kenne zwei Kinder, deren Mutter Bündnerin und deren Vater Basler ist; sie wachsen in Zürich auf und haben eine Ostschweizerin als Haushilfe. Muß da nicht eine wahre Dialektminestra befürchtet werden? Bewahre; sie reden untereinander ein braves Züritüütsch, das sie vom Schulhof und von der Spielwiese heimbringen, und da die Eltern Verständnis aufbringen für die sprachliche Schutzfärbung ihrer Kinder, vollzieht sich die mundartliche Einkleidung in die Tracht des Wohnkantons ohne Zwischenfälle; – einzig nach den Sommerferien, die sie jeweils im Engadin verbringen, duftet noch einige Tage lang des Bündnerische wie ein lieber Heugeruch aus Mund und Kleidern.

Nein, es drängt uns keine gewaltsame Entwicklung dazu, die Mundarten als Ausdruck des Herkommens aufzugeben oder auch nur in ihrer kräftigen Sonderart abschwächen zu lassen. Wenn wir nicht von innen her ermüden, als Volk zu unserer nationalen Sonderart zu stehen, wird uns auch die Hilfe aus den Mundarten erhalten bleiben. Das heißt freilich, daß den Seuchenherden, die den Bestand der Heimatsprache gefährden, mit keinem künstlichen Verfahren, weder mit Wörterbüchern noch Kursen, Sprachlehren und Mundartfibeln beizukommen wäre, wenn uns nicht eine entschiedene geistige Abwehrbereitschaft gegen modische Überfremdung anspornte. Dieser Wille, das übernommene Erbe in Ehren nicht nur zu verwalten, sondern im lebendigen Gebrauche zu erhalten und zu erneuern, es nicht nur als Zierstück in den Museumsgrüften der Lexika zur Schau zu stellen... dieser Wille hat nicht nur an den Mundarten festgehalten, es ist derselbe Wille, der im Staate die Vielfalt sowohl der Kulturen als der Bekenntnisse und Stämme zu behaupten wußte. Ja, über die staatspolitische Wirkung hinaus erfüllen unsere Mundarten einen weitern, fast möchte man sagen höhern Zweck, der nicht allein unserer schweizerischen Geisteshaltung förderlich ist, sondern der deutschen Sprache überhaupt und ihrer immer wieder jämmerlich gestörten Entfaltung im europäischen Kulturraume zugute kommt. Im Jahre 1869 hat Rudolf Hildebrand zum Antritt seiner Professur an der Universität Leipzig über Grimms Wörterbuch und dessen wissenschaftliche und (deutsch)-nationale Bedeutung in einer Vorlesung gesagt, die deutsche, nach Einheit strebende Schriftsprache habe doch niemals eine solche durchgeführte Einheit erreicht wie die Sprache der andern Kulturvölker, und darum seien in Deutschland die Mundarten wichtiger als anderwärts. «Noch gegenwärtig», fuhr er fort, «enthält das Sprachbewußtsein der meisten Deutschen, auch wenn wir nur von

den Gebildeten reden, eigentlich zwei deutsche Sprachen, die nur teilweise zusammenfallen; die, welche einer als Kind in der Heimat lernte, und die immer die Trägerin des Gemütslebens bleibt, und die, welche ihm in der Schule, aus Büchern, in den Kreisen der höheren Bildung kam.

Es hat sich zwar in den neunzig Jahren, seit diese Worte gesprochen wurden, draußen im Reiche vieles gewandelt; aber über alle Veränderungen hinweg gilt heute noch wie damals das Wort von der Mundart als der Trägerin des Gemütslebens und daß dauernd aus den Schätzen der Mundart neues Leben in die Hochsprache hineinwächst. (Zwei Beispiele aus der letzten Vergangenheit: In einem Prozeßberichte war die Rede von einem Ankläger, der es nicht auf sich sitzen lassen wollte, vom Angeklagten als Mann bezeichnet worden zu sein, der «gschupft» sei und einen «Eggen ab» habe. Diese Ausdrücke fanden in der Hochsprache keine genauen Entsprechungen und konnten höchstens ähnlichen, aus andern Mundarten entlehnten schmähenden, einen ausgefallenen Geisteszustand kennzeichnenden Ausdrücken gegenübergestellt werden. Solche und ähnliche in ihrer Bildhaftigkeit trefflichen Ausdrücke werden in die Hochsprache nachwachsen. – Ein zweites Muster: In der technischen Beschreibung einer neuen, sich selbst aufziehenden Armbanduhr wird auf das «unvermeidliche Seitenspiel» der Schwingmasse hingewiesen; und da angenommen werden muß, der Fachausdruck «Seitenspiel» sei mißverständlich, wird in Klammern beigefügt: «Lottern». Das Mundartwort wäre also reif, um in die Nomenklatur des Technikers aufgenommen zu werden.)

Freilich begleitet den Deutschen seine Mundart nicht in sämtliche Lebenslagen hinein, wie dies bei uns Schweizern aller Stände üblich ist; das Schweizerdeutsch ist unsere alleinige Umgangssprache, wenn wir unter uns sind; es ersetzt im mündlichen Verkehr die deutsche Hochsprache vollständig, die man sich fast wie eine Fremdsprache in der Schule aneignet und die man seiner Lebtage aus respektvollem Abstände schreibt und spricht (williger aber liest). Dieses etwas feierliche Verhältnis zum Hochdeutschen hat zur Folge, daß für uns die deutsche Schriftsprache nie zum Nationalschatze werden konnte; nicht allein unsere bewahrende Treue, mit der wir an den Mundarten festhalten, war an dieser Zurückhaltung schuld, es kommt dazu, daß wir als Staat nicht einer Zunge noch eines Stammes, sondern vielsprachig, mehrrassig und verschiedenen Kulturen zugehörig sind, und drum könnte uns nie gelingen, unser Land, falls es als Staat gefährdet wäre, aus der Sprache zu retten oder es durch sprachige Wiedergeburt neu erstehen zu lassen. Dennoch liegt uns Deutschschweizern am Herzen, unsern Mundarten dauernden Bestand zu gewähren und kränkt es unsere vaterländische Gesinnung,



wenn die fürsorglichen Bemühungen der Mundartfreunde von oberflächlichen, nörgelnden Großmäulern immer wieder als hinterwäldlerisch gescholten werden. Man kann absterbende Mundarten freilich nicht durch Sprachdekrete retten; und wenn ehrwürdige Sitten aussterben, fallen eben auch die zugehörigen Ausdrücke; wird beispielsweise alles Licht vom Schalter aus angedreht und brennt straßauf, straßab nirgends mehr ein offenes Feuer, wie sollte sich da die Tätigkeit des Feuermachens und deren Wort «zöisle, züüisle» erhalten?! Schöpferischer Sprachgeist und Mutterwitz sorgen indessen für vielfältigen Ersatz: radfahren heißt heute «spuele» (bisher gehörten Ausdruck und Tun der schnurrenden Katze zu, freilich auch in übertragenem Sinne); und der Trolleybus mit seinen zwei Stromabnehmerstangen wird zum «Höiströffel» (Heupferd). Nein, es geht nicht darum, ängstlich und kleinlich die «Syntax der Provinzen» zu retten und daneben «weit wertvollere Ahnengüter» verderben und verkommen zu lassen, wie ein Schipfgeselle schrieb; unsere Mundarten sind ja eben ein Teil dieses wertvollen Ahnengutes, das in seinen alten Wortbeständen den Landesgeist als Keim bewahrt und zum Aufgehen in breiter Saat bereit hält. Solches Sprießen haben wir in den vergangenen Jahren am eigenen Volke und am eigenen Leibe und Geiste erfahren. – Einmal, als wir während des Zweiten Weltkrieges unser Mittelland mit seinen Dörfern und Taltschaften und Städten dem drohenden Zugriff des nordischen Eroberers ausgesetzt sahen und sich unser Volk ins Heer und das Heer sich in die Festung der Berge zurückzog, da verkapselte sich ein guter Teil unseres Trotzes in die Mundart, und ihr Schweizerdeutsch war für unsere Wehrmänner eine geistige Notration, eine Handvoll Saatgut, aus der unser Wesen wieder gesproßt hätte, wenn einem tollkühnen Feind gelungen wäre, unsere Kulturen zu beleidigen und zu verwüsten.

Und gerne erinnere ich mich einer Bundesfeier der Schweizerkolonie im damals noch beinahe unversehrten Frankfurt am Main. Es war am 1. August 1943. Als der Vorsitzende zum Beschluß der Feier einen allgemeinen vaterländischen Gesang verschlug, stimmte man weder «Rufst du, mein Vaterland» noch «O mein Heimatland» an; was den heimwehsüchtigen Männern und Frauen aus der Brust in die Kehle drängte, waren Worte der fernen Heimat, Mundartworte, schlichte, unheldische! Sie sangen nassen Blickes: «Han amen Ort es Blüemli gsee, es Blüemli rot und wyß.» Und als wir Sanitäter anderthalb Jahre später, gegen Kriegsende, zum Austausch von Verwundeten in Marseille bei der amerikanischen Marine zu Gast waren und man in einer Soldatenmesse unsere Krankenschwestern um einige Swiss Songs bat, war es für jede ausgemacht, daß es kein hochdeutsches Lied sein konnte, das für unser Land und für unser

weißes und rotes Kreuz zeugen sollte: nicht einmal das trauliche «Von Ferne sei herzlich begrüßet» beliebte an diesem Orte und unter solchen Umständen, nicht das Appenzeller Landsgemeindelied; es kam nur Mundart in Frage, und da sangen sie: «Lueget, vo Berg und Tal» und «s Schwyzerländli isch nu chly».

Nicht daß wir der einfältigen Meinung wären, die Hochsprache vermöchte innigem Empfinden und vaterländischer Erhebung nicht hohen und reinen Ausdruck zu leihen! Es geht hier nicht um Fassungsvermögen und Spannhöhe eines Sprachgewölbes; es handelt sich allein um die Gemäßheit und die Angemessenheit des sprachlichen Kleides, in welchem ein vielfältiges Fühlen unter den Mitmenschen umgehen soll. Fraglos ist Seide feiner und werthaltiger als Leinen; es gibt indes Trachtenstücke, die, in Seide gefertigt, als Fälschung abgelehnt werden müßten, da ihr angemessener Stoff eben Leinen ist. So falsch und verwerflich es wäre, den Schillerschen «Tell» in die Mundart der Innerschweiz zu übertragen, um jenes hochdeutsche Pathos unsern verhaltenen Laienspielen mundgerecht zu machen, so verfehlt wäre es, die deutsche Sprache dafür entgelten zu lassen, daß in ihr in vorletzter Zeit von Staats wegen so unverschämt gedroht, gelogen und geheuchelt wurde! Und dennoch verstehen wir die Scheu unserer Landsleute, die nach Möglichkeit vermeiden, in kriegsversehrten Ländern sich als Deutschsprechende erkennen zu lassen; und wir billigen beispielsweise das Verhalten eines Radio-Sprechers, der sich neulich mit dem Mikrophon in einem Londoner Wahllokal aufgestellt hatte und seine für Deutschschweizer bestimmte Sendung mit den Worten einleitete: «Es isch glaudi gschyder und fällt weniger uuf, wämer schwyzertüütsch reded!»

Wir Deutschschweizer sind mit deutscher Sprache und deutscher Kultur derart verbunden, haben tätig, spendend und empfangend an ihnen teil, daß uns kein freies Entscheiden bleibt, sie zu fliehen oder ihnen anzugehören; aber es ist ebenso wenig unserer Willkür und Laune überlassen, unser Verhältnis zur Mundart zu vernachlässigen, ohne Schaden zu nehmen. Nicht daß die helvetische Seele, falls sie ernstlich kränkeln sollte, durch Pflege der Mundarten gerettet werden könnte; es gibt aber Krankheiten, denen durch bloße Oberflächenbehandlung beizukommen ist und die sich nach innen durchfressen, falls ihnen von außen nicht gewehrt wird. So lassen sich in der Mundart Sprachverderbnis (in Aussprache und Syntax) bekämpfen und beheben; und weshalb sollte man wohl auf Regeln der Fremdsprachen peinlich achten, in der Muttersprache jedoch mit launenhafter Läßigkeit gegen Gesetz und Überlieferung ungescholten verstoßen dürfen?

Niemand wende ein, unsere sprachliche Doppelspur sei Verschwendung und Luxus; denn ins Geistige gewendet ist Luxus Reichtum! Und obgleich meine Mundart nicht über die Landesgrenze hinaus verstanden wird und sie mir keine neuen Erdteile eröffnet, begleitet sie mich doch nach innen, ins Land, ins Vaterhaus, ins Gemüt hinein, wo ganz leise gesprochen werden darf, weil hier das Wort ja nur von mir und dir gehört und verstanden werden soll. Ist etwa Stille darum weniger wert, weil sie heute von wenigen begehrt, geschätzt und als ihnen zugehörig erkannt wird!» Mich dünkt, es liege allein am Einzelnen, zu bestimmen, was ihm wert und zuträglich und naheliegend ist! Wie wenige aber wissen, was ihnen im Gemüte und im Geiste bekömmlich ist – und lesen an der Mundart vorbei.

Es gibt ein paar Bändchen Gedichte und Erzählungen, die ich seit Jahren immer wieder lese; dazu gehören neben Johann Peter Hebel Meinrad Lienerts drei «Schwäbelpfyfli»-Bände, Paul Hallers «Juramareili», Walter Rotachs Geschichten «Vo Ärbet, Gsang und Liebi», Josef Reinharts «Im grüne Chlee» und einige Verse von Jakob Stutz, Ernst Eschmann und Rudolf Hägni. Daneben besteht die einzige Mundart-Zeitschrift «Schwyzerlüt»; aber es stellen fast alle Kantone gute, erfrischende neue Erzähler und Lyriker, denen zu begegnen kurzweilig und erbaulich ist und die keineswegs an unserer Zeit und ihren Nöten und Gelüsten vorbeischreiben. Freilich ist ihren Verlegern das Durchhalten besonders schwer gemacht, da unser so wenige sind, denen für die leise Schönheit der Mundart der Sinn offensteht und die es nicht lassen können, zuweilen der Heimat durch deren Herzenssprache hindurch zu begegnen und im Mutterlaut der Miteidgenossen einzukehren und darin um eines Buches Dauer als Gast zu verweilen.

Traugott Vogel

## *I der Spraach dihäime*

D Häimet, das isch de Plaz, wo mer uufgewachsen und aagwachse sind, äifach de Bode, wo mer drin öisi Wuurzle händ.

Wuurzle? Wäme vo Wuurzle redt und deby au en Mäntsch tänkt, so verglyched mer en also mit ere Pflanze. Und würekli: me cha de Mäntsch ver-setze, ver-pflanze; er cha syni Wuurzle zum Boden